Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 5 (1949)

Artikel: Kleiner Kommentar zum Buche des Predigers
Autor: Buchholz, Walther
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-961445

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kleiner Kommentar zum Buche des Predigers

von WALTHER BUCHHOLZ, New York

(Vorbemerkung des Einsenders. Viele Leser der Judaica werden in Heft 2 des 4. Jahrganges das erste Bild, das dem Aufsatz von Lydia Schäppi über „Christen, Juden und Judenchristen im heutigen Deutschland" beigefügt ist, verwundert und gedankenvoll betrachtet haben. Der allgemeine Eindruck vom religiösen Leben der israelitischen D. P. stimmt mit dem überein, was auf S. 139 f. des genannten Aufsatzes dargelegt ist. Aber nun gibt es in einem D. P.-Lager bei Ulm auch eine Talmudschule. Sechs junge Männer sind um einen noch jugendlich aussehenden Lehrer versammelt und studieren ihre voluminösen Talmudexemplare. Man wird bei der Betrachtung des Bildes an Szenen erinnert, wie sie etwa Pauline Wengeroff aus ihrer Jugendzeit in Polen geschildert hat. Mancher wird es bedauern, daß sich der Fleiß dieser jungen Männer auf den Talmud richtet und nicht auf die Bibel. Gewiß, der Talmud will nichts anderes sein als eine Auslegung der biblischen Gebote. Aber wie sind die biblischen Abschnitte im Talmud in den Hintergrund gedrängt von den spitzfindigen Diskussionen, die über das Halten und Übertreten der betreffenden Vorschriften in allen nur ausdenkbaren Situationen des Lebens in den Lehrhäusern im Lauf der Jahrhunderte geführt worden sind! Wie viel geistige Arbeit muß in den heutigen Talmudschulen geleistet werden, um die verschiedenen Ansichten der einzelnen Autoritäten der Lehrhäuser gegeneinander abzugrenzen und in Einklang zu bringen! Warum nicht lieber Bibelschulen statt Talmudschulen? Es würde ein schiefes Bild ergeben, wollte man das religiöse Leben der heutigen Israeliten einseitig vom Talmudstudium her zu verstehen suchen. Einen Beweis dafür liefert der im folgenden abgedruckte „Kleine Kommentar zum Buche des Predigers" von Walther Buchholz, den mir mein hiesiger Kollege Hans Joachim Schoeps freundlicherweise zur Einsichtnahme zur Verfügung gestellt hat und den ich mit seinem und mit des Autors Einverständnis dem Leserkreis der Judaica nicht vorenthalten möchte. Denn er gibt uns von ganz anderer Seite her Einblick in das religiöse Leben eines Israeliten des 20. Jahrhunderts. Walther Buchholz lebt als Kaufmann in New York; das Bibelstudium ist für ihn also nur Nebenbeschäftigung. Aber mit welchem Eifer und mit wie viel Verständnis hat er sich in das Buch des Predigers hineingelesen und wie hat er sich bemüht, die Grundgedanken dieses Buches zu erfassen und durch Ausscheiden störender Zusätze in ihrer ursprünglichen Reinheit und Kraft wieder zur Geltung kommen zu lassen! Es ist nicht meine Aufgabe, zu der Frage Stellung zu nehmen, ob Walther Buchholz immer das Richtige getroffen hat. Aber es erscheint mir wichtig, daß seine Untersuchung als ein Beweis für die ernste Bibel-

arbeit eines modernen Israeliten, die auch christlichen Theologen Anregungen zu bieten vermag, denen bekannt wird, denen es um das gegenseitige Verstehen zwischen Gliedern der Kirche und der Synagoge zu tun ist.

Prof. Oskar Grether, Erlangen.)

Dieses Buch ist ein Unikum in der Bibel selber, und auch die nachbiblische Zeit hat seinesgleichen nicht hervorgebracht. So bekannt einzelne Sätze daraus auch geworden sind, — es erfordert eine Art von kritischer Rekonstruktionsarbeit, um zu erkennen, daß das Ganze einen einheitlichen Sinn hat. Dazu gilt es, Verstümmelungen und Einschiebsel aufzuweisen. Die Absicht und der Zweck solcher Entstellungen läßt sich bisweilen unschwer erkennen, — der dadurch dem Original zugefügte Schaden leider nicht wieder gut machen.

Erhalten sind uns die gleichlautenden Anfangs- und Schlußverse, (Kap. I, V. 2 und Kap. 12, V. 8) und damit der Rahmen des Ganzen; was vorher steht, gehört nicht hinein, und was auf das Ende folgt, auch nicht. Der erste Vers ist vielmehr, in offenbarer Parallele zu vielen Psalmen, von einem Verfechter der vielumstrittenen Schrift aus Kap. I, V. 12 abgeleitet worden. Dieser Vers und alle folgenden bis Kap. II, V. 10 aber enthalten gar nichts über die Biographie des „Predigers", die auch ganz belanglos sein würde. Der Sinn der Stelle ist vielmehr: Nimm an, du ständest auf dem höchsten Platz unter den Menschen, sagen wir, du wärest „König über Israel zu Jerusalem", — wie erschienen dir dann Welt und Leben, Menschen und Dinge? Der „kleine Mann" mag mit seinem Schicksal hadern, das ihm größere Möglichkeiten versagt und unter Mächtigere duckt; aber die Grenzen, die dem Menschen als solchem gesetzt sind und an denen sich der echte Pessimismus entzünden darf, spürt gerade und nur der Mächtigste (V. 12), der Weiseste (V. 16/17), der Tüchtigste (Kap. II, V. 4/6) und der Reichste (V. 7/9).

Schon dieser Ausgangspunkt der ganzen Schrift mußte zwei Gruppen gegen sie aufbringen, die sonst genug damit zu tun hatten,

sich gegenseitig zu bekämpfen: die „Frommen“ und die „Philosophen“. Der „Fromme“ von kleinem Format ist nur immer ängstlich, es werde Gott nicht genug getan an Dank für das Gute, und für die hier geschilderte Fülle des Guten verlangt er nichts als die Fülle des Dankes, — als ließe sich Qualität quantitativ beliebig steigern. Der „Philosoph“ aber wird, wenn das Letzte, Höchsterrungene nichts als Pessimismus zeitigt, fürchten, daß das Streben nach dem Guten lahm werde. Die Verfechter des Prediger-Buches haben denn auch auf Schritt und Tritt gegen diesen doppelten Widerstand anzukämpfen gehabt, und daraus erklären sich viele, wenn nicht alle der im folgenden aufgewiesenen Interpolierungen, Auslassungen und anderen Textverfälschungen: sie sind bald eine Konzession an die kleinen „Frommen“, bald eine an die populären „Philosophen“.

Mit Kapitel III setzt der zweite „Satz“ des Werkes ein. Seine Frage ist: was heißt „Es ist an der Zeit“? Noch die so sehr menschliche Neigung, gewaltsam durchsetzen zu wollen, was nicht „an der Zeit ist“, kommt von Gott (V. 9/10), was besonders zu betonen ist als Äußerung des klassischen jüdischen Monotheismus, der von einem dualistischen „bösen Trieb“ nichts wissen will. Aus dem Bereich praktischer Lebensweisheit führt der Text dann unmittelbar in die Metaphysik (V. 11). Gottes Rhythmus ist immer mit sich selber im Einklang, doch der Mensch hat keinen Anteil daran. Dieser Gedanke ist gleichzeitig so erhaben und so skeptisch, so vergessend aller egozentrischen Eudämonologie, daß man an diesem Vers den Echtheitswert aller anderen des Prediger-Buches eichen kann. So hat denn auch der Prediger keine Scheu, aus seiner Erkenntnis die Folgerung zu ziehen, daß dem Menschen „ein Erdenleben, irdisch es zu leben“ zukomme, denn „fröhlich sein, sich gütlich tun, ist sein Teil, das ihm Gott gegeben hat“ (V. 12/13). Dem gegenüber steht der Begriff der Vollendung in Gott, — Menschen unerreichbar (V. 14). Das Vollendete wiederholt sich ewig, es kann, es will, es darf, es muß sich wiederholen (V. 15). Ja, während innerhalb der unvollkommenen „eitlen“ Welt der Menschen die ständige Wiederholung des Sinnlosen ein ausreichender Grund für den Pessimismus ist, bedeutet die ewige

Wiederholung des Sinnvollen innerhalb der vollkommenen Existenz Gottes den eigentlichen Ausdruck seiner Vollendung. Damit schließt der zweite „Satz".

Wie ein echtes, aber verkehrt angeklebtes Bruchstück des ursprünglich offenbar wunderbar harmonisch aufgebauten Werkes erscheint das Thema von der Gerechtigkeit, das in Vers 16 einsetzt. Der Hauptgedanke steckt in den Versen 18/21, die den Menschen ohne Erbarmen seiner Halbgöttlichkeit entkleiden. Vers 17 und Vers 22 blasen an verkehrter Stelle „Leitmotive" des zweiten „Satzes", — Zeichen der hier vorgenommenen Verstümmelungen. Kap. IV, V. 1 bis 4 führen das Thema weiter von der Gerechtigkeit, die am Gerichtsort selber verletzt wird (V. 1), ohne die der Mensch nicht leben kann (V. 2/3) und deren schlimmster Feind der Neid ist (V. 4). Dagegen scheinen mir V. 5 und 6 eine quietistische Interpolation; der Prediger ist kein Quietist.

Mit V. 8 beginnt ein neuer „Satz": das Lob der Ehe, der Liebe, der Freundschaft. Wir wissen nicht, was ursprünglich nach V. 12 kam, — jedenfalls nicht der jetzige V. 13, der eine Interpolation aus irgendeiner Spruchsammlung ist. Das überspitzte Epigramm ist offenbar nur wegen des Wortes „König" als ein à propos vor V. 14 eingeschoben worden.

V. 15/16 sind sehr wichtig, nicht für den Sinn, aber für die ungefähre Datierung des Buches. Wir werden noch feststellen, daß das Prediger-Buch sich mit den griechischen Philosophen auseinandersetzt, jenen abstrakten Weisheitsfreunden der idealistischen, der stoischen, der epikuräischen und der kynischen Schule. Es enthält die tiefsten jüdischen Äußerungen zu den Philosophemen jener Griechen. Also mußte es auch von der Eitelkeit des politischen Lebens sprechen. Die Griechen hatten das Leben auf der Agora vor Augen; der Prediger geht von den Verhältnissen des Kleinkönigtums im alten Orient aus. Mit der Ausbreitung des Großkönigtums waren solche Idylle zu Ende. Diese Verse können nicht viel später als zu Beginn der Perserzeit geschrieben sein, denn eine spätere Generation hätte diese Vorgänge nicht mehr begriffen, — ihre Welt war die des „Daniel" und des Buches „Esther".

Von Kap. IV, V. 7 bis Kap. V, V. 6 kommt wieder Spruchbuch-Interpolation, untermischt mit echten Bruchstücken des ursprünglichen Textes. Gerade weil der Prediger sich hier nicht scheut, über Gebet, Gelübde und Opfer zu sprechen als Mittel, sich Gott zu „nähern", hat der Rotstift der Redaktoren und ihr Interpolationseifer hier besonders stark gewütet. Den Sinn der Stelle geben V. 1, 3, 4 und 5, erste Hälfte; die zweite ist „frommer" Kommentar. V. 2 ist eine vorweggenommene, verstümmelte Wiederholung des echten V. 6. V. 7/8 scheinen mir wieder ein fremdes Bruchstück; sie zeugen von einer Staatsgesinnung, für die sich in dem ganzen übrigen Buche sonst kein Beispiel findet. Vor V. 9 stand ein anderer Text, aber der ganze Rest des Kapitels gehört (zwar nicht an diese Stelle, aber) zum echten Bestand des Buches. Die Stelle gehört zusammen mit Kap. 2, V. 24/25 und weist Besitz und Arbeit ihren rechten Platz im Leben an, gleich fern von Yoga und Askese wie von Arbeitswut und Besitzgier.

Ein neuer „Satz" hebt mit Kap. VI an, dessen Verse 1 bis 9 besonders gut erhalten sind. Typisch für den glänzenden Stil des Verfassers ist die Gegenüberstellung des Ahnherrn einer zahlreichen Familie mit der Fehlgeburt. Das Thema ist die Unfähigkeit zu genießen, was man hat. Aber auch diese Unfähigkeit ist gottgegeben (V. 2). Mit V. 10 wird sogar ein ausgesprochener Determinismus laut. Hier muß ein größeres Stück des Textes herausgeschnitten sein, wahrscheinlich, weil es den Redaktoren nicht in ihr System paßte. Ein armes Fragment davon ist V. 11. An diesen nicht mehr vorhandenen Text knüpfte das „denn", mit dem Kap. VII beginnt. Trotzdem nun V. 2/6 lauter in sich geschlossene Epigramme zu sein scheinen, so sind sie doch weder ohne Zusammenhang noch pessimistisch überspitzt, vielmehr lebensbejahend, doch ohne alberne Genußsucht. Echt jüdisch und ein Greuel für die Griechen ist V. 6, wo nicht ein singender Weiser einem scheltenden Narren, sondern ein scheltender Weiser einem singenden Narren gegenübergestellt und vorgezogen wird. Das Ideal des Griechen war die Sophrosyne; ein schimpfender Philosoph war eine contradictio in adjecto, — den Narren aber adelte sein Gesang. Hier dagegen wird der Weise, dem die Galle über-

läuft, darum nicht geringer, und der Narr, den lyrische Stimmung überkommt, dadurch nicht bedeutender. Aber die „Philosophen" empfanden die Stelle als anstößig, und einer von ihnen, der mit seiner überlaufenden Galle seine Erfahrungen hatte, setzte die Interpolation von V. 8 zu seiner Entschuldigung durch. Aus V. 9, 2. Halbsatz und 10 spricht ein Geist wie der Hillels. In V. 11 werden die laudatores temporis acti, die Schwärmer von einem „Goldenen Zeitalter", abgetan und in V. 12 Diogenes und seine Schule; die Formulierung „sich der Sonne freuen", erinnert geradezu an die bekannte Anekdote von Diogenes und Alexander dem Großen. Diese betont antigriechische Gruppe von Lebensregeln schließt mit V. 13.

Dann beginnt mit V. 14 ein neuer „Satz", der sich überhaupt abwendet von kompromißloser Konsequenzenmacherei und so praktisch, lebenstüchtig, tief und menschlich ist, wie etwa die Sophisten theoretisch, lebensuntüchtig, flach und unmenschlich waren, — kurz: „idealistisch". Gott ist es, der krumm und gerade schafft; es ist nicht des Menschen Aufgabe, ihm den angeblichen Pfusch nachzubessern. Andererseits wird das Unwesen des Aberglaubens an dies fasti et nefasti in V. 15 mit wahrhaft göttlicher Ironie abgetan und dem Unfug der Wahrsagerei damit vielleicht wirksamer begegnet, als es die Tora mit der Androhung der Todesstrafe tut. V. 16/19 stellen den Menschen in das rechte Verhältnis zu Gott und der Vollendung, die dem Menschen ewig versagt bleibt. Das scheint wieder einen von den „idealistischen" Redaktoren zur Einschiebung von V. 20 veranlaßt zu haben, an dem die „Philosophen" ihre Freude haben konnten. Den echten Text, der von Skepsis und Ironie strotzt, setzen V. 21/24 fort; V. 25 dagegen gibt einen vollen, tiefen Ton des Generalbasses an, damit man spüre, wie tief so hohe Bäume wurzeln. Diese Gedankengänge steigern sich dann in V. 26/30 zur Einschätzung der Menschen nach echt und unecht, wobei die Weiber als solche schlecht wegkommen. Aber klüglich unterläßt der Prediger eine Auseinandersetzung mit ihnen und ihren Kunstgriffen.

Besonders schlimm scheint dem Kapitel VIII mitgespielt zu sein. V. 9/10 zeigen noch, wovon es handelte, nämlich von dem sinn-

losen und ungerechten Ablaufe des individuellen Lebens. Das konnten die „frommen" Verkünder von Gottes gerechtem Eingreifen in die unmittelbaren Zusammenhänge des Lebens, die Leute von kurzem Atem und kurzem Gedächtnis, die da meinen, Gott müsse „jeden Wochenschluß Zeche machen", unmöglich stehen lassen. Von V. 1 bis 5 ist Spruchbuchweisheit ohne rechten Sinn zusammengetragen, die „Leitmotive" in V. 6/7 zeigen eher, als sie zu verdecken, die Verstümmelung des Textes. Die erste Hälfte von V. 8 ist echt, die zweite eine fremde Plattitüde. V. 11 sieht aus wie eine Randbemerkung von fremder Hand; V. 12/13 sind ein gewaltsam eingeschobener Protest gegen den Text, der erst von V. 14 an wieder selber spricht. Die zentrale Frage jüdischer Religionsphilosophie, die nach der Verwirklichung von Gottes Gerechtigkeit in der Geschichte, wird in Kap. IX weitergeführt. Hier ist die zweite Hälfte von V. 1 von einer psychologischen Tiefe, von der die schnell fertigen, unberufenen Baumeister des „Reiches der Gerechtigkeit auf Erden" nichts ahnen. So geht es weiter bis V. 16. Der Tüchtige kann das Schicksal nicht zwingen (V. 11), und der Hilfsbereite hat keinen Dank (V. 13/16). Aber die „Philosophen" haben sich selber zum Troste doch noch V. 17/18 gewaltsam angehängt und dann Kap. X, V. 1/4 zur Verharmlosung des Textes Sprüchlein eingeschaltet, deren letzter seinen Platz der gleichen Einschaltungslogik verdankt, die wir schon in Kap. IV, V. 13 beobachtet haben. Dann kommt wieder echter Text in V. 5/9 und eine Einschaltung (à propos „Schlange") in V. 11, worauf V. 12/15 „Philosophentrost" spenden. Von V. 16 bis 19 ist echter Text, der mit dem letzt vorhergegangenen echten Bruchstück Ruinen einer Erörterung über das Problem der Macht bildet. Hat das Stück etwa als staatsgefährlich gegolten? Jedenfalls ist V. 20 ein Denkmal derer, die diese Verstümmelung verübt haben. Wie der Fingerabdruck den Verbrecher verrät, so hier der Aberglaube an die „böse Worte" forttragenden Vögel (die „pájaros malos" der Spanier; vgl. die Kraniche des Ibykus) den Fälscher.

Spricht der Prediger in Kap. X, V. 16/19 von Mißherrschaft, V. 8 von Verschwörung, V. 9 von Umsturz, im Ganzen also vom Staate, so in Kap. XI von der Wirtschaft. Er rät zum Seehandel (V. 1),

zur Risikoverteilung (V. 2), widerrät allzu genauer Risiko-Berechnung (V. 3/5), da weder Schlauheit, noch Klugheit, noch Weisheit weit genug sehen, rät dagegen zu verdoppelter Arbeit als Sicherung gegen Rückschläge (V. 6).

Der Rest des Kapitels (V. 7/10) gehört mit Kap. XII, V. 1/8 zusammen. Der Kapiteleinschnitt markiert hier nur Eines: die Verstümmelung der ersten Hälfte der wundervollen Dichtung „von Jugend und Alter, während die zweite Hälfte heil geblieben ist. Es läßt sich nicht ahnen, was alles weggestrichen ist, aber V. 7 ist wie eine stehengebliebene Säule in einer Trümmerstätte. Gerade hier muß sich gezeigt haben, daß der Prediger kein Pessimist, sondern ein Bejaher des Lebens war (vgl. die berühmt gewordene Stelle Kap. IX, V. 4). Das aber hat wohl den „Frommen" zu sehr nach Epikuräismus geschmeckt. Daher die Verstümmelung des Textes und daher die von ihnen an die Marmorwand des V. 9 rücksichtslos genagelte Warnungstafel des Schlußsatzes dieses Verses. Mit Kap. XII, V. 1 ist das echte Verbindungsglied zwischen dem größtenteils zerstörten vorhergehenden und dem besonders gut erhaltenen folgenden Text gegeben. Wahrscheinlich war diese Dichtung vom Alter durch ihre Symbolik so bekannt und beliebt geworden, daß sie das Schicksal des ganzen Buches entschied, nämlich in den Kanon der Heiligen Schriften aufgenommen zu werden und dadurch auf unsere Zeit zu kommen. Die durchsichtige Symbolik der Dichtung meint: Die Angriffe auf Gesundheit und Leben folgen einander in immer kürzeren Abständen (V. 2). Arme, Beine, Zähne, Augen (V. 3) und Ohren (V. 4) versagen. Aber der Schlaf des Greises ist so dünn, daß das Morgenlied des Vogels ihn weckt, ohne daß darum das Gehör besser geworden wäre. Die Lust vergeht (V. 5/6); „silberner Strick" und „goldene Schale" dürften ihre Symbole sein. Von der wunderbaren Stelle, wo Brunneneimer und Mühlrad dem immerfort quellenden und rinnenden Wasser ihren Dienst versagen, sind noch Lieder herzuleiten wie „In einem kühlen Grunde" und Eichendorffs „Da unten in der Mühle". V. 7 ist ein erhabener letzter Ausdruck der so ganz ungewöhnlichen Verbindung von Skepsis und Gläubigkeit, die diese Schrift an allen den Stellen

auszeichnet, die den „Frommen“ von jeher ein Greuel gewesen sind. Und mit seinem Anfangsverse schließt das Buch.

Nun aber folgt ein besonderes Kuriosum, nämlich eine Art Kommissionsprotokoll über Aufnahme oder Ablehnung des Prediger-Buches bei Redaktion des Bibelkanons. Daß dieses Residuum sonst ganz verschollener Vorgänge sich gerade für das Prediger-Buch erhalten hat, beweist, wie stark der Widerstand gegen seine Aufnahme war. Um sich recht in die Vorgänge hineinzuversetzen, denke man sich vor V. 9 den „frommen“ Einwand des Kommissionsmitgliedes A: „Philosophen gibts mehr als genug, — was wir brauchen, sind Propheten, Erzieher des Volkes zu Religion und Moral“. Hierauf antwortet Mitglied B zum Lobe des Predigers mit V 9 und Kommissionsmitglied C, der Sinn für die Qualität des Stils hatte, äußert V. 10. Ein sehr einflußreiches Mitglied D muß V. 11 gesprochen haben gegen jemanden, der dem Buche vorwarf, wie wenig glimpflich es die „Philosophen“ durchhechelte. Er gibt „Stacheln und Nägeln“ ihr Recht, knüpft an die Autorität der anerkannten Meister und betont, daß die einheitliche Linie des Glaubens in dieser Schrift innegehalten werde. Ganz in der Art, wie später die Protokolle aufgenommen sind, welche den Talmud ausmachen, kommt auch hier die Minorität zu Worte in V. 12. Das Buch wird aufgenommen, und die Stimme der Opposition klingt giftig, aber müde, worauf der Vorsitzende, der im Schließen von Kompromissen wohl Erfahrung hatte, in V. 13 den offenbar sehr erbittert geführten Streit mit einer ebenso innerlich belanglosen wie äußerlich wichtigen Formel abschließt und in V. 14 die Entscheidung Gott selber anheimstellt.